

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 13 (1956)
Heft: 3-4

Artikel: Rudolf Alexander Schröders Erwiderung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gut gesungen hat. Die Industrie schreibt meist Becher und Wein ohnehin von der Steuer ab und freut sich dazu noch ihres guten Gefühls, etwas für die Kunst getan zu haben. Aber sie will redliche und saubere Arbeit. Und wie man diese verrichtet, hat Goethe seinem Maecenas gegenüber in der vorzüglichsten Weise erwiesen.

Wir brauchen es ihm nur nachzutun – und es wird sich alsbald zeigen, daß dann ein sauberes Verhältnis auf Gegenseitigkeit entsteht, in welchem nicht nur die Künstler selbst, sondern auch ihre Mitarbeiter auf allen Gebieten der Herstellung und sogar die Verbände und Vereine, die ihre Arbeit unterstützen, blühen werden.

Rudolf Alexander Schröders Erwiderung



Lieber Herr Friedrich, wenn wir beide im Anschluß an Ihren Vortrag uns zu einem Gespräch unter vier Augen zusammensetzen würden, dürften wir wohl so geschwind nicht auseinanderkommen. – Auch hier, wo ich Ihnen in unser aller Namen für Ihre klugen, geistig belebten und wieder einmal in vielem aufschlußreichen Worte unser aller herzlichen Dank aussprechen darf, muß ich auf einigen Punkten meinen Widerspruch anmelden.

Sie haben von der Industrie, oder sagen wir besser von der Wirtschaft, als von der eigentlichen politischen Macht unserer Tage gesprochen. Das Wort habe ich öfters gehört, es hat mich aber nie zu überzeugen vermocht. Gewiß: niemand wird leugnen, daß die Industrie ein überaus wichtiger Faktor des staatlichen Lebens ist. Sie ist es ebenso wie beispielsweise der Bauer, aber sie ist nicht der allverantwortliche Dirigent und Sachwalter staatlichen Lebens. Neben ihr stehen andere wichtige Faktoren, der Richterstand, der Ärztestand und sonstige Stände und Berufsgruppen, deren jede teil hat an dem Machtwesen des Staates, aber keiner den ausschließlichen, den vor allen anderen maßgeblichen.

Die Staatslenker, deren Sie gedacht, sind nicht etwa im engeren Sinne Männer der Wirtschaft oder gar der Industrie gewesen. Ihre Verantwortlichkeit war umfassender. Keiner von ihnen war, was man heute einen Öl- oder Eisenmagnaten oder dergleichen nennt, nicht einmal Zeitungskönige sind sie gewesen, obwohl die Beeinflussung der öffentlichen Meinung seit je ein wichtiges

Werkzeug in der Hand der Staatsmacht ist. Geldmacht, von der wir heute soviel reden hören, ist eine sehr große Macht und ist es seit ihrem Hervortreten immer gewesen. Wo man ihr jedoch als der Wirtschaftsmacht «an sich» das Schiedsrecht in allen Fragen staatsbürgerlichen Daseins zuerkennt, tut man es auf dem Boden des von unserm Festredner grundsätzlich abgelehnten Marxismus, und die Folge wird nicht Reichtum, sondern Verarmung sein, schon weil der Mensch nicht vom Brot und aus dem Brotkorb allein lebt. Exemplum docent.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt. Alles mäzenatische Verhalten in hohen Ehren, alle naturgegebene Bedürftigkeit ebenso. Aber Herr Friedrich hat für mein Gefühl vom Verhältnis des Schriftstellers zum Wirtschaftler ein wenig zu betont als von einem des «do, ut des» gesprochen. Für mich sieht dies an sich sehr wünschenswerte und notwendige Verhältnis etwas anders aus. Ich möchte es als eines des «do et des» ansprechen. Die zwei veränderten Buchstaben bewirken einen gewaltigen Unterschied. Das «ich gebe» und das «du gibst» entsprechen in dieser zweiten Formel einander nicht mehr unter allen Bedingungen, brauchen einander nicht in der vollkommenen Gegenseitigkeit zu entsprechen, von der das Sprichwort sagt, daß eine Hand die andere wäscht. Was geht denn bei einem solchen Tausch der Werte vor sich oder sollte doch vor sich gehen? Ist es nicht die Überführung eines unwägbaren Wertes in einen, der seine Wägbarkeit vor der Steuerbehörde bekennen muß? – Ponderabile gegen Imponderabile: es bleibt auf alle Fälle ein unkontrollierbarer Tausch. Man hat sich namentlich zu unsern Tagen bemüht, beide Leistungen in ein

befriedigendes Gleichgewicht zu bringen, ganz kann das nie glücken; die Waagschale der Gerechtigkeit kennt keine geeichten Gewichte für geistige Werte. Daher die häufigen Mißverständnisse zwischen Verlegern und Autoren, daher so manches Ärgernis des Konzertbetriebs und des Kunsthandels.

Schon deshalb meine ich, daß Goethe, der beides war, ein sehr genauer Rechner und ein Staatsmann, sein «Die goldne Kette gib mir nicht» ebenso wie das «Ich singe, wie der Vogel singt» in vollem Ernst gemeint hat. Auch möchte ich unserm Redner erwidern, daß Goethes «Sänger» mit ausdrücklichen Worten nur für «den Trunk voll süßer Labe» und nicht etwa für den «goldnen Becher» dankt, den er bei der Gelegenheit einstecken will. Wer's anders liest, verfehlt den Gleichnisgehalt des herrlichen Gedichtes. Hinter ihm steht ja nicht nur das Geheimnis des Unwägbaren, sondern noch ein anderes, und zwar das der eigentümlichen, dem Dichter und dem Künstler von jeher – und durchaus nicht immer zu seinem Vorteil – eingeräumten Freiheit. Sein Beruf marschiert seit alters an der Spitze derer, die als «freie Berufe» von keinem Wirtschaftsamt etwas zu erwarten oder zu befürchten haben.

Diese Freiheit ist sein Grundkapital, und zwar ein übertragbares. Wollte er sich ihrer entäußern, so könnte das nur um den Preis der Selbstaufgabe geschehen. Die Dichter und ihre Gesellen sind nun einmal im Himmel des Zeus zu Gast geladen. Verlangen sie darüber hinaus, daß der Ackermann, der Junker, der Kaufmann, Abt oder König mit ihnen Halbpakt mache, so tun sie das auf eigene Rechnung und Gefahr. Daß im übrigen beide Tätigkeiten, die wägbare und die unwägbare, in ein und derselben Person vereinigt sein können, steht auf einem andern Brett. Da ist es dann nur wichtig, daß die jeweiligen Grenzrechte säuberlich gewahrt werden. – Goethe selber hat sich gegenüber der Frage nach den wirtschaftlichen Eignungen des Dichters recht skeptisch verhalten und hat das noch in einem genau zwei Monate vor seinem eigenen Hinscheiden an einen jungen Dichter gesandten Verslein aufs nachdrücklichste bestätigt:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu *begleiten*,
Doch zu *leiten* nicht versteht.

Wir feiern heute den Trinitatissonntag. Da darf wohl auch in unserm Kreis ein Schriftwort verlauten. Es steht im 37. Psalm: «Ich bin jung gewesen

und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen.» – Meine Freunde, auch ich bin ein alter Mann, und es ist mir in meinem langen Leben kein redliches Talent begegnet, das nicht irgendwie sein Auskommen gefunden hätte. Das mag nicht immer ganz leicht gehen, namentlich anfangs nicht. Es ist nicht von jedermann zu erwarten, daß er alsbald begreife, was es mit dem «Mädchen aus der Fremde» und seinen Gaben auf sich habe. Aber wo die Gabe erkannt war, hat es in der Regel, die durch Ausnahmen nur bestätigt würde, an der Gegengabe nicht gefehlt. Sie braucht nicht immer ein goldener Becher zu sein, ein silberner tut's auch, ein zinnerner dito.

Noch eins: Herr Friedrich hat mit großem Recht der Federfuchser gespottet, die mit prahlerischer Mißachtung der Wirtschaft und ihrer Führer der eigenen Kümmerlichkeit aufhelfen möchten. – Nun wird auf diesem Punkt leider innerhalb und außerhalb der Mauern gesündigt. Es gibt Fanatiker des Wirtschaftsdenkens, für die Maler, Musiker und Poeten als unbeachtliche, wo nicht lästige Nebenmenschen gelten. – Da herrscht denn auf beiden Seiten nichts als Dummheit, und die größere bei den Schreibern, die von Berufs wegen darauf halten müssen, daß sie den Verstand in Erbpacht haben. Gegen die Abgunst, die sich – einerlei wo – auf solche Art Luft macht, kann man gar nicht scharf genug auftreten.

Noch ein viertes: Es wird in unsern Tagen oft darüber geklagt, daß es mit dem Mäzenatentum ein Ende habe. Meines Erachtens zu Unrecht. Einmal vergessen die so Klagenden, daß im Verlags- und Urheberrecht heute Bürgschaften für die wirtschaftliche Sicherung unsrer Berufe geschaffen sind, von denen die Vergangenheit nichts wußte. Sie vergessen zum zweiten, daß jene Gönner von ehemals dem Pegasus nur zu oft ein unwürdiges Joch auf den Nacken oder, um im Bilde unsres Themas zu bleiben, ihn selber an eine goldene Kette gelegt haben. Zum dritten vergessen oder übersehen sie, daß in der jüngsten Zeit grade die Wirtschaft sich zu mäzenatischen Verbänden und Aktionen von durchaus zeitgemäßer Form zusammengeschlossen hat. Es steht also gar nicht so schlecht um das Neben- und Miteinander der beiden ungleichen Partner, dafern nur beide den Neid, sei es auf den Geldbeutel, sei es auf die Freiheit des andern, an den Nagel hängen und sich unter das Gesetz stellen, auf das hin Gott seine Welt geordnet hat. Es lautet: «Einer trage des andern Last.»